

Thomas Hesse, Jahrgang 1953, Germanist und Kommunikationswissenschaftler, ist Redakteur bei der Rheinischen Post in Wesel.

Renate Wirth, Jahrgang 1957, lebt in Xanten und arbeitet im therapeutischen Bereich als Heilpädagogin und Gestalttherapeutin.

THOMAS HESSE/RENATE WIRTH

Die Spinne

NIEDERRHEIN KRIMI

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

In Erinnerung an Elfi Kluth
Jazzsängerin, Künstlerin, Poetin mit Liebe zum Niederrhein

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Hermann-Josef Emons Verlag
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: [photocase.de/David Dieschburg](http://photocase.de/David_Dieschburg)
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2013
ISBN 978-3-95451-152-5
Niederrhein Krimi
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

www.der-krimi-hesse.de
Facebook: [der-krimi-hesse.de](https://www.facebook.com/der-krimi-hesse.de)

Prolog

Wer vom Ostwall aus die weitläufige Parkanlage vor der Xantener Stadtmauer regelmäßig überblickte, wusste, dass sie am Samstag zwischen elf und zwölf Uhr vorbeikommen würde. Weil es immer so war, seit Jahren. Carola Mertesacker gehörte zu den Walkerinnen, die stets zur gleichen Zeit ihre Bahn zogen. Man konnte sogar vorhersehen, welche Kleidung sie bei unterschiedlichen Wetterverhältnissen anziehen würde. Regelmäßig blickte sie auf die Turmuhr des Doms, suchte während des Laufens in den Fenstern der Wallhäuser nach einem Gesicht, jemandem, der die Woche ebenso gut und beharrlich wie sie eingeteilt hatte. Eines Tages würde wer hinausschauen, ihre Blicke würden sich begegnen, mehr nicht. Ein stummer Gruß auf dem Weg.

Quer durch den Xantener Stadtpark walkte Carola an jedem Samstagmorgen, kreuzte den Nibelungenkreisel, erfreute sich an dem gewaltigen Granittor und dem Lavendelteppich, der das Rondell des Kreisverkehrs zierte. Im Sommer duftete es von Weitem. Die grau behauchten, zarten Blätter, die violetten Blütenstände passten zu den beiden lebendigen, ungleichmäßig bearbeiteten Steinblöcken, aus denen ein beeindruckendes Tor entstanden war.

Auch an diesem Sommertag ging Carola Mertesacker zielstrebig, nahm dabei die Ausstellungsobjekte wahr, die seit Wochen den nördlichen Teil des Parks bereichert hatten. Wochenlang war ihr diese Aktion Xantener Künstler auf dem Weg zur Südsee, die sie umkreisen wollte, wie ein Sahnebonbon erschienen. Nun war es geschehen, ein Teil der Werke war verschwunden, anderen sah man von Weitem ungestüme Zerstörung an. Wie schade, ging es ihr durch den Kopf, dann bemerkte sie den Pulk von Menschen am Kreisverkehr. Aufgeregte Männer und Frauen wiesen zu dem Granittor, lamentierten kopfschüttelnd, schmunzelten oder blickten stumm in die Höhe. Der Blick auf das Tor blieb der

Walkerin durch die Kronen der Parkbäume verwehrt, sie wurde neugierig und erhöhte ihr Tempo.

Ein Polizeiwagen parkte am Straßenrand, zwei Beamte versuchten, die Fahrbahn für den Verkehr frei zu halten. Ein gelber Kombi drehte gerade eine zweite Runde in dem Kreisel und erntete ernste Blicke der Uniformierten. Die örtliche Presse war vertreten, den Fotografen schien die Situation zu amüsieren, er hielt sein Objektiv abwechselnd auf das Tor und die Menschen­schar gerichtet. Rechts von ihr sah Carola, wie vom anliegenden Parkplatz ein dreiköpfiges Kamerateam vom WDR in Richtung Kreisverkehr hastete. Ein Unfall? Nein, zu gemischt war die Stimmung, kein Blaulicht, kein Rettungswagen in Sicht, etwas anderes schien die immer dichter werdende Menschentraube mit ihren widersprüchlichen Gefühlen zu beschäftigen. Touristen zückten ihre Kameras und knipsten, was das Zeug hielt.

In Höhe der Tankstelle auf der gegenüberliegenden Stra­ßenseite erkannte sie den Bürgermeister der Stadt, lebhaft mit drei Männern diskutierend, immer wieder auf den Kreisel und das steinerne Monument deutend. Der Bürgermeister lächelte, während er sprach. Der hat sein unverbindliches Lächeln aufge­legt, mit dem er sonst vor dem Rat eine Rede über notwendige Haushaltskürzungen hält, dachte Carola beim Näherkommen, aber er ist es nicht, den die Leute fotografieren.

Erst an Ort und Stelle, knapp vor dem Kreuzen der Straße, konnte sie erkennen, was die Gemüter an diesem sonnigen Sams­tag im August so erhitzte, und brach unvermittelt in schallendes Gelächter aus. Somit gesellte sie sich unbewusst zu der kleinen Gruppe derer, für die der humorvolle Aspekt dieser Aktion im Vordergrund stand.

Es ging nicht anders, der Anblick erinnerte sie an die ersten Versuche zu Zeiten des Schwarz-Weiß-Films, mit primitiven Mit­teln einen Horrorfilm zu drehen. Die erwünschten Schreck- und Ekeffekte kitzelten die Lachmuskeln, statt Grusel zu erzeugen: In stattlichen fünf Metern über dem Erdboden befand sich eines der verschwundenen Kunstobjekte aus dem Park und glotzte auf die Menge herab. Die Riesenspinne schien vom Granittor aus

in die Stadt marschieren zu wollen und blickte mit weit aufge­rissenen Augen auf ihr Publikum herab. Wie war das metallene Kunstwerk dort nur hinaufgekommen?

Nach der anfänglichen Irritation zog Carola weiter, denn das Laufen war ihr Anliegen, Entspannung ihr Ziel, behielt jedoch das Ungetüm aus einer mit Teichfolie umspannten Tonne, dessen dicke Drahtfüße auf dem Granit auflagen, lächelnd im Auge. Sie passierte den Bürgermeister, der gerade einem Vertreter des regionalen Blättchens erklärte, man werde prüfen, wie das mit wenig Aufwand zu beheben sei. Carola blieb kurz stehen, als das Wort Skandal an ihr Ohr drang.

Genau dies sei es, ein Skandal, eine öffentliche Ausstellung zu solchem Unfug zu missbrauchen. Der Abtransport werde kosten, man könne schließlich die Künstlerin nicht hängen lassen. Das Tier wiege circa einhundertfünfzig Kilo, es sei eine logistische Leistung gewesen, es dort zu platzieren.

»Da kannst du einen drauf lassen, das war es.«

Carola schaute sich um, konnte jedoch nicht ausmachen, wer hinter ihr eine Art öffentliches Selbstgespräch führte.

Man müsse nun gemeinsam mit den Mitarbeitern des Bauhofs schauen, wie das Tier wieder auf die Erde käme, ohne in der Bepflanzung großen Schaden anzurichten.

Neben Carola gesellten sich immer mehr neugierige Bür­ger, hinter sich hörte sie die Männerstimme erneut, die immer wieder brabbelte, man werde schon sehen, was dies zu bedeuten habe. Inzwischen begrüßte der Bürgermeister den Schöpfer des steinernen Tores, der, ebenfalls mit einer Kamera bewaffnet, sein Werk und die fremde Spinne aus allen Blickwinkeln heraus do­kumentierte. Mit der Künstlerin des Objekts gemeinsam werde man einen unbürokratischen Weg finden.

»Ihr werdet schon sehen!«

Wieder hatte sich die Stimme aus dem Hintergrund gemeldet, während der Bürgermeister in das Mikrofon sprach, das ihm eine junge Reporterin des WDR entgegenstreckte. Das Lächeln hielt, die Frisur auch, sein blütenweißes Hemd leuchtete in der Sonne des frühen Vormittags. So nutzte man Vandalismus an öffentlich

ausgestellter Kunst also zu Werbezwecken für die Stadt, ging es Carola durch den Kopf, während sie sich den Weg durch die Menschenmasse bahnte. Hinter ihr hörte sie deutlich die letzten Worte einer männlichen Stimme.

»Ich werde euch daran erinnern, dass ihr gelacht habt. Ich meine es ernst, verdammt ernst. Die Spinne kehrt zurück.«

»Alter Spinner«, dachte sie, lachte über das Wortspiel, das sich in ihrem Kopf entwickelte.

»Die fette Spinne und der Spinner.«

EINS

»Ich muss morgen nach Frankfurt.«

Louise Verfürth löste sich vom Anblick ihres Weihnachtsbaums, ganz entzückend in Silber und Weiß geschmückt, und blickte ihrem Mann nach, der durch die Diele zum Arbeitszimmer ging.

»Aber morgen ist doch erst der zweite Weihnachtstag, ich dachte immer, deine Geschäftspartner achten wenigstens diesen Feiertag.«

Er antwortete nicht. Das tat er nie, wenn sie es wagte, eine Spur von Kritik in Wort oder Betonung zu legen. Sie blickte auf sein Geschenk, das seit dem Vorabend ihren Ringfinger zierte. Ein Zwei-Karäter, schlicht in Weißgold gefasst. Alles hatte seinen Preis. Sie folgte ihm, er war kaum zu erkennen hinter seinem Bildschirm.

»Alfons, verzeih, ich hatte mich nur so auf die freien Tage mit dir gefreut.«

»Ja, ich auch. Aber der Markt schläft nicht. Wenn ich dieses Meeting versäume, dann fällt das nächste Geschenk für dich wesentlich schmaler aus, glaub mir. Ich muss mitnehmen, was ich kriegen kann, und in einigen Teilen der Welt feiert man eben nicht Weihnachten. So, und jetzt sei lieb und lass mich hier machen, ja?«

Louise zog sich zurück ins Wohnzimmer, schaute aus dem großen Fenster. Bei ihren Nachbarn frequentierte eine stattliche Zahl heimischer Vögel ein kleines Futterhaus. Das Paar war im Rentenalter und wirkte immer glücklich und zufrieden mit sich und der Welt. Wäre es doch schon so weit, dachte Louise manchmal, wenn Alfons im Ruhestand wäre, müsste er nicht ständig durch die Welt gondeln.

Bis dahin war noch viel Zeit. Was sollte sie nun mit dem morgigen Feiertag anfangen? Man konnte sich nicht einfach bei Freunden einladen an einem Tag, der für die Familie reserviert war. Jeder würde Gäste haben oder selbst eingeladen sein, es

stunden Weihnachtstruthahn und Adventstorte auf den festlich geschmückten Tischen. Bei ihr brutzelte bereits ein Wildgulasch auf dem Herd, sie wollte handgemachte Semmelknödel, Williamsbirnenhälften mit Preiselbeeren und frisches Rotkraut dazu servieren.

»Wann musst du losfahren?«

»Was?«

»Wann du morgen starten willst, möchte ich wissen. Reicht es noch für das Mittagessen?«

»Nein, ich nehme die erste Maschine nach Frankfurt, ich werde von Wesel aus mit dem Zug zum Düsseldorfer Flughafen fahren. Kannst du mich zum Bahnhof bringen? Der Flieger geht um halb neun.«

»Wie toll«, dachte sie, »ich werde nicht einmal ausschlafen können, mein Mann wird zum Essen in Frankfurt landen, und für mich ist keine Alternative in Sicht.«

Mit traurigen Augen sah sie ihre Nachbarin, die neue Meisenknödel an das Vogelhaus hängte und ihrem Schatz neckisch eine Kusshand zuwarf.

»Kann ich nicht mitkommen?«

»Was?«

»Ich könnte doch mitkommen. In Frankfurt ...«

»Du weißt ganz genau, dass ich dich nicht bei der Arbeit in meiner Nähe haben möchte. Ich muss mich auf das Geschäft konzentrieren. Ein anderes Mal gerne, vielleicht zur nächsten Buchmesse, das würde dich doch interessieren, oder?«

Jetzt muss er ganz schnell Süßholz raspeln, ging es ihr durch den Sinn, während sie einen der kleinen weißen Porzellansterne von Hummel an ihrer Edeltanne richtete.

Klirrend kalt und sternenklar war die Nacht vom siebten auf den achten Januar. Eine Vollmondnacht mit glitzerndem Raureif auf kahlen Ästen und schlappen Gräsern. Auf den Straßen zogen Reifen Spuren durch den frostigen Belag, und jede Autoscheibe

war blind vor winzigen Eiskristallen, die noch zu wachsen schienen. Einzelne Wolkenfetzen verwandelten den Himmel in eine bizarre Winterkulisse, die Helligkeit irritierte.

Josef Kreienboom hatte die Handschuhe vergessen, kratzte widerwillig seine Windschutzscheibe frei und hauchte sich anschließend die Hände warm. Es war spät geworden bei seinen Freunden in Rees, sie hatten ihm angeboten, dort zu übernachten. Er hatte dankend abgelehnt, weil er am Morgen pünktlich bei seiner Spedition in Troisdorf stehen musste, um seinen Truck in Richtung Litauen zu starten. Er brauchte ein paar Stunden Schlaf im eigenen Bett. Und in Rees hätte er noch das eine oder andere Bierchen getrunken, nein, viel zu gefährlich, er brauchte seinen Führerschein und seinen Job. Schließlich hatte er für seine Kinder zu zahlen, die bei ihrer Mutter lebten. Und dem Neuen an ihrer Seite, schoss es ihm durch den Kopf. Fernfahrer sind oft unterwegs, und seine Ex hatte Trost in der Nachbarschaft gefunden.

Josef Kreienboom beobachtete seinen gefrorenen Atem im Gegenlicht des Mondes. Ob der Schein des Erdtrabanten wirklich Farben sichtbar machte? Diese Frage beschäftigte ihn seit seiner Kindheit. Konnte er die Farbe seines Autos im Mondlicht erkennen, oder wusste sein Gehirn lediglich, wie es aussah? Bibbernd stieg er ein, ließ die Heizung auf Hochtouren kommen und startete auf der nicht gestreuten B 8 in Richtung Wesel, mit sich und der Welt im Reinen, immer schön untertourig auf glatter Fahrbahn, umsichtig, weit vorausschauend, er, der Berufskraftfahrer aus Passion, lenkte sein Fahrzeug sicher durch die Winternacht.

Kurz hinter Mehrhoog erschien ihm der Mond nicht der einzige Lichtspender zu sein, auch die Farbe unterschied sich von der fahlen, natürlichen Beleuchtung dieser Nacht. Auf der Fahrerseite wurde hinter einem Wäldchen ein riesiger Feuerschein sichtbar, irgendwo im Hinterland, ein gefährlich wirkendes Rot-Orange loderte hinter kahlen Pappelreihen. »Jesus und Maria«, entfuhr es Kreienboom entsetzt, »das sieht nicht gut aus.« Er stoppte sein Fahrzeug um zwei Uhr fünfundvierzig am Straßenrand, wählte die Notrufnummer 112 und stieg aus seinem Wagen.

»Kreisleitzentrale der Feuerwehr, guten Abend, was kann ich für Sie tun?«

»Kreienboom hier, ich möchte einen Großbrand melden.«

»Wo befinden Sie sich?«

»Ich bin unterwegs und sehe Feuer, da brennt es irgendwo.«

»Werden Sie bitte konkreter, beschreiben Sie mir, wo Sie sind.«

»Ich war in Rees und bin jetzt auf dem Weg nach Hause, wissen Sie, und da denk ich, Mannomann, das ist nicht normal. Auf der B8 in Fahrtrichtung Wesel stehe ich, knapp hinter Mehrhoog. Vom Straßenrand aus sehe ich zur Linken in einiger Entfernung einen riesigen Feuerherd lodern.«

»Können Sie erkennen, was da brennt? Ich meine, ist es eher ein Haus, ein Waldstück, ein Fahrzeug?«

»Das ist so gewaltig groß, das muss ein Haus sein.«

»Können Sie mir nähere Angaben zur Position machen?«

»Nein, wie schon gesagt, ich komme aus Rees und fahre in Richtung Wesel, da sehe ich plötzlich auf der linken Seite in der Ferne diesen Feuerschein. Ich weiß doch gar nicht, wie man da hinkommt.«

»Ich muss Ihre Position weiter eingrenzen. Wie weit hinter Mehrhoog stehen Sie, sind Sie vielleicht schon in Bergerfurth?«

»Ich bin knapp einen Kilometer weit aus dem Ort raus. So tun Sie doch was, das lodert immer höher.«

»Der zuständige Löschzug ist bereits per Meldeempfänger informiert, einige werden per Sirene alarmiert, die müssten Sie dort hören können.«

Kreienboom lauschte in die Nacht und bestätigte das durchdringende Geräusch.

»Sie müssten auch bald das Blaulicht eines Streifenwagens sehen, der ist ebenfalls schon unterwegs. Können Sie mir noch etwas Auffälliges beschreiben?«

»Nein, da ist nur dieses gewaltige Feuer in der Ferne, ich kann es bis hier knacken hören, und eine Rauchfahne ist im Mondlicht zu erkennen.«

»Ist da ein Haus in Ihrer Nähe? Dessen Bewohner könnten vielleicht konkrete Angaben machen, wenn Sie die rausklingeln.«

»Ich stehe hier am platten Straßenrand, hier ist weit und breit nichts, glauben Sie mir.«

»Herr Kreienboom, ich habe Ihre Handynummer auf meinem Display und nehme Sie auf. Geben Sie mir eben noch Ihre Adresse durch?«

Kreienboom nannte ihm die persönlichen Daten.

»Bitte bleiben Sie an Ort und Stelle stehen und schalten Sie die Warnblinkanlage ein, für den Fall, dass der Einsatztrupp aus Mehrhoog dirigiert werden muss. Und halten Sie das Handy in Bereitschaft, falls wir noch Fragen haben. Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.«

Noch stärker fröstelnd als bisher setzte er sich zögerlich wieder hinter das Steuer und zog die Tür zu, während das erste Blaulicht aus der Ferne auf den Brandherd zusteuerte. Minutenlang saß er da, der erfahrene, coole Berufskraftfahrer, und starrte auf den Feuerschein, ohne den Zündschlüssel umdrehen zu können. Feuer faszinierte und beängstigte, es bedeutete Wärme oder Vernichtung. Kreienboom wollte fahren und bleiben zugleich. Weitere Fahrzeuge durchschnitten mit ihren bleckenden Blaulichtern das Hinterland, hielten auf das Feuer zu, das minütlich zu wachsen schien. Sie waren auf dem Weg, alles würde gut werden. Nichts lag mehr in seiner Verantwortung. Hoffentlich hatte er die Einsatzkräfte rechtzeitig alarmiert. Möge dort niemand zu Schaden gekommen sein.

»Jesus und Maria!«

Hauptbrandmeister Welbers stieg gemeinsam mit den Kollegen aus den Fahrzeugen. Die Fahrer von Einsatzleitwagen, Tanklöschwagen, Löschfahrzeug und Leiterwagen hatten sich am Lageplan orientiert, den die Kreisleitstelle auf ihr Laptop übertrug. Insgesamt neunzehn Feuerwehrleute, vierzehn Männer und fünf Frauen, machten sich ans Werk. Schon beim Einsteigen in die Fahrzeuge war klar gewesen, welche Funktion jeder übernahm, denn Sitzplatz und Aufgabe blieben stets gleich. Zwei Trupps in voller Schutzmontur waren nun startklar zur Begehung des Objekts, einem zweistöckigen Einfamilienhaus mit einer angren-

zenden Doppelgarage. Mit erfahrem Blick erkannte Welbers, dass dieses Gebäude in vollem Ausmaß brannte, die Begehung musste auf einen späteren Zeitpunkt verschoben werden. Sie wussten, dass unter der Adresse eine vierköpfige Familie gemeldet war. Diese Information hatte die Kreispolizeibehörde auf Anfrage aus dem Einwohnermelderegister gezogen und schon während der Fahrt über Funk an alle Fahrzeuge durchgegeben.

»Hoffentlich sind die im Winterurlaub«, schrie der Kollege, der für die Wasserversorgung zuständig war und mit einer starken Lampe auf der anderen Straßenseite nach dem Brunnenanschluss suchte, während die ersten armdicken C-Rohre an das Tanklöschfahrzeug angeschlossen wurden.

»Wasser marsch!«

Ein Rettungswagen traf ein, die Besatzung stieg gerade, wie hypnotisiert in das Feuer starrend, aus, als Welbers sich von der Rückseite des Hauses meldete.

»Schwer verletzte Person, vermutlich aus dem ersten Stock gesprungen. Ein Notarzt muss her, schnell, er muss aus der Gefahrenzone geborgen werden, mir fliegen hier die Dachziegel um die Ohren.«

Die Bergung verlief zügig, im sicheren Rettungswagen stellte man fest, dass der Mann trotz schwerster Verletzungen durchhielt. Welbers atmete aus, einer von vieren lebte also auf jeden Fall noch. Er wandte sich an den Streifenbeamten, der mit dem Diensttelefon beschäftigt war.

»Sie informieren die Kriminalpolizei, ja? Brandursache ungeklärt, ein überlebendes Opfer, drei Vermisste und ein Feuer, das in dieser Heftigkeit wohl kaum unvermittelt und von selber ausgebrochen sein kann.«

Der Streifenbeamte nickte und deutete auf den Hörer. »Bin schon dabei, die Diensthabende zu wecken.«

Hauptkommissarin Karin Krafft rieb sich um drei Uhr fünfzehn den Schlaf aus den Augen, quälte sich mitsamt Diensthandy aus dem Bett und verließ das Schlafzimmer, um ihren Mann nicht zu wecken. Bereitschaften im kalten Januar verliefen eigentlich im-

mer ruhig. Die letzte Weihnachtssaison hatte die Leitzentrale von Feuerwehr und Polizei mit einigen Wohnungsbränden beschäftigt, das Übliche eben, wenn eine Adventskerze auf trockenem Kranz vergessen wurde und das heimelig dekorierte Wohnzimmer in ein schwarzes, rußiges, stinkendes Loch verwandelte. Diesmal war es anders. Ein ganzes Haus brannte im Hinterland zwischen Mehrhoog und Bergerfurth auf der rechten Rheinseite.

Dick ver mummt schlich sie sich aus dem Haus und setzte sich hoch konzentriert hinter das Steuer. Bei der vereisten Fahrbahn verhalfen ihr auch die neuen Winterreifen nicht zu dem Tempo, das bei so einer Gefahrenlage angemessen wäre. Der Januar forderte seinen Tribut. Auf der B 57 in Höhe von Birten informierte sie ihren Kollegen Kommissar Nikolas Burmeister, der in Bislich wesentlich näher am Geschehen wohnte und garantiert schneller als sie dort eintreffen konnte.

»Von Bislich-Büschen aus kannst du den Feuerschein wahrscheinlich schon erkennen. Sieh dich dort gründlich um. Je mehr Rettungskräfte vor Ort sind, desto wahrscheinlicher ist es, dass wichtige Spuren untergehen. Wenn es welche gibt, müssen sie schnell gesichert werden. Ach, und Burmeister, sei darauf gefasst, dass es noch mehr Opfer gibt. Drei Personen werden noch vermisst.«

»Drei?«

»Ja, eine Frau und zwei Kinder.«

Einige Sekunden herrschte Stille in der Leitung, dann hörte die Hauptkommissarin, wie ihr langjähriger Kollege seine Wagentür öffnete und seufzend einstieg.

»Das wird hart.«

Der Rettungswagen begab sich zum nächsten Feld, auf dem, weitab vom Brandgeschehen, eine Landefläche für den Rettungshubschrauber ausgeleuchtet wurde. Der verletzte Mann musste so schnell wie möglich in eine Spezialklinik gebracht werden.

Burmeister stellte seinen alten Polo am Feldrand ab und bahnte sich, immer wieder seinen Ausweis zeigend, den Weg ins Innere des Rettungswagens.